

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Die kleine Gräfin.

Erzählung von C. T. Wernersdorf.  
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Nun, wer weiß, der Zufall kann es schnell tügen, würden Sie denn darauf bestehen, daß die Frau von Abel sein müßte?“

„Ohne Zweifel wäre es mir lieber; aber ich in meiner Lage kann ja gar keine Ansprüche machen!“

„Sie würden also unter Umständen auch eine Bürgerliche heirathen! Nun, sehen Sie, da haben wir ja ein großes Feld vor uns!“

„Es scheint, Sie wollen mich mit aller Gewalt verheirathen? So schnell geht das denn doch nicht.“

Wenn Sie etwa eine alte Schachtel, ein sogenanntes „spätes Mädchen“ auf Lager oder in Kommission haben, so sage ich Ihnen gleich, daß es damit nichts ist. Ich will zu dem Mädchen, welches ich zu meiner Frau mache, auch Bräutigam fühlen können, sonst bliebe ich lieber Junggeselle und suche mich mit meiner Rente durchzuschlagen, so gut es eben geht.“

„Rente sagen Sie?“

„Ja. Es besteht ein Bergenscher Ge-

schlechtsvermögen, dessen Zinsen dazu verwendet werden, die jüngeren Mitglieder der Geschlechter zu unterstützen. Zu der Zeit, als mein Vater noch lebte, mußten die Zinsen ungefähr 7000 Thaler betragen haben, denn ich bekam alljährlich 3500

Vaters die sämtlichen Zinsen für mich beanspruchen konnte. Ich schickte meine Quittung nach Eichenrode und erhielt prompt das Geld ausgezahlt. Wenn ich plötzlich alle Zinsen verlangt hätte, so würde mein Onkel einen mir sehr unangenehmen Schluß auf meine Vermögensver-

hältnisse gezogen haben, und das wollte ich vermeiden.“

„Da sind Sie ja aber ein ganz vermöglicher Mann, Herr Graf! Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß man mit 7 bis 8000 Thaler Rente sehr anständig leben kann?“

„Das mag schon sein, aber Sie wissen ja, daß bisher für mich das Geld keinen Werth hatte. Rechnen war nie meine Leidenschaft, das soll aber jetzt anders werden.“

„Das freut mich, Herr Graf, und wenn Sie eines Rathes bedürfen, wenden Sie sich nur an mich, wenn ich Ihnen helfen kann, so thue ich es sicher.“

Eine schrille Klingel ertönte im Vorzimmer.

„Aha, meine Tochter ruft zu Tisch, darf ich Sie einladen

Herr Graf, mit uns zu speisen, es würde mir eine große Ehre sein!“

Nach einigen kurzen Ausflüchten nahm der Graf dankend an und wurde von Grünbaum ins Speisezimmer geleitet.

Am Büffet beschäftigt wendete Grün-



Die kleine Gräfin. Nach und nach wagten sie ihre Glückwünsche anzubringen.

Thaler auf meinen Theil. Trotzdem nun mein Vater nie Anspruch auf seinen Theil gemacht hat und dadurch sich das Kapital bedeutend vermehrt haben muß, erhob ich dennoch nie mehr als die genannte Summe, obwohl ich ja nach dem Tode meines

baums Tochter den Rücken der Thür zu und schien daher den Eintritt der beiden Herren nicht zu bemerken. Erst auf die Worte Grünbaums:

„Erlaube, liebe Helene, daß ich Dir unseren heutigen Tischgast, Herrn Guido Graf Bergen vorstelle, — Herr Graf, meine Tochter Helene“ wandte sich das junge Mädchen, das liebliche Gesicht mit Purpurröthe übergossen, um, in seiner Verwirrung der zeremoniellen Verbeugung ganz vergessend.

Aber auch auf Graf Bergen wirkte der Anblick des schönen Mädchens ganz sonderbar. Unwillkürlich stockte sein Fuß; die Augen starr auf die junge Dame gerichtet, vermochte der sonst so salongewandte Offizier nichts zu stammeln, als: „Helene, hier finde ich Sie wieder!“

Der peinlichen Situation wurde endlich durch Grünbaum ein Ende gemacht, der mit unschuldigster Miene fragte:

„Die Herrschaften kennen sich wohl schon?“

„Gewiß, Papa,“ erwiderte Helene, die zuerst ihre Selbstherrschung wiedererlangt hatte, „ich hatte die Ehre, den Herrn Grafen in einer Gesellschaft bei Frau von Plüskow kennen zu lernen!“

„Ja, Herr Grünbaum“, begann nun auch der Graf, „wir kennen uns schon seit längerer Zeit, wenigstens vom Ansehen, denn Ihren Namen, mein Fräulein, erfahre ich erst heute, obwohl ich —“

Der Graf stockte und Grünbaum, der wohl ahnen mochte, welche widerstreitenden Gefühle in dem Grafen jetzt unbenannt rangen, kam ihm abermals zu Hilfe, indem er zu Tische rief, da er nicht wollte, daß der Graf schon jetzt seine Entscheidung treffe, ehe er mit ihm die Angelegenheit in Ruhe besprochen.

Infolge der eigenartigen Lage, in der sich die jungen Leute befanden, drohte das Gespräch während des Mahles oft genug zu stocken, obwohl sich Grünbaum die größte Mühe gab, für den harmlosesten Gesprächsstoff zu sorgen. Der Graf war nachdenklich und Helene wußte nicht, sollte sie sich das Benehmen des Grafen zu ihren Gunsten oder zu ihren Ungunsten auslegen. So athmeten alle drei erleichtert auf, als die Tafel endlich beendet war. Helene zog sich sofort zurück, während die Herren nach dem Rauchzimmer gingen, um dort den Kaffee einzunehmen.

„Sagen Sie, mein lieber Herr Grünbaum,“ begann dort der Graf, „wie kommen Sie — Sie dürfen mir aber diese Frage nicht übel nehmen, — wie kommen Sie zu so einer Tochter?“

„Keineswegs nehme ich Ihnen diese Frage übel, Herr Graf, sind Sie doch nicht der erste, der sie an mich richtet. Es wird Ihnen aber bald so manches klar werden, wenn ich Ihnen meine Familienverhältnisse etwas näher erläutert habe. So hören Sie denn! Meine Frau war eine Christin, die Tochter einer zwar wenig begüterten, aber sehr achtbaren und angesehenen Beamtenfamilie. Helene war unser einziges Kind; sie wurde in dem Glauben der Mutter getauft und erzogen.

Hochgebildet wie meine Frau war, leitete sie mit dem glücklichsten Erfolge die Erziehung unserer Tochter. Den Kreisen meiner Glaubensgenossen blieben beide stets fern; so sehr mich dies auch manchmal schmerzte, sah ich doch wiederum ein, daß sich meine Frau mit unserer Lebensanschauung, ihrer gebiegenen Bildung und ihrem eigenartigen Gemüthsleben in unseren Kreisen nicht wohl fühlen konnte. Ich ließ sie gewähren als sie für Helene Anschluß in der besseren Gesellschaft, in Beamten- und Adelskreisen suchte und fand und habe dies nie zu bereuen gehabt. Später, als meine Frau mir plötzlich durch den Tod entrissen wurde, kam Helene in ein Institut und die Freundschaft, welche sie dort mit einigen jungen Damen schloß, währte auch hier in Berlin fort; man hat es ihr noch nie fühlen lassen, daß sie die Tochter eines Juden ist, man betrachtet sie als vollkommen gleichberechtigt und zog sie stets zu kleineren und größeren Gesellschaften hinzu und so kam es, daß Sie, Herr Graf, meine Tochter bei Frau oder Fräulein von Plüskow, einer Institutsfreundin von ihr, sahen und kennen lernten.“

„Nun allerdings wird mir vieles klar,“ erwiderte der Graf, „aber wissen Sie wohl, Herr Grünbaum, daß Ihr Fräulein Tochter jene Dame ist, nach der ich so lange gesucht habe?“

„Das habe ich mir allerdings gedacht, Herr Graf, aber —“

„Nun, aber? Vollenden Sie, Herr Grünbaum! Sie wollten wahrscheinlich sagen, daß der verarmte Graf Ihnen kein wünschenswerther Bewerber um die Hand Ihrer Fräulein Tochter sei?“

„Das wollte ich nicht sagen, Herr Graf, denn erstens sind Sie durchaus nicht verarmt und dann, wenn Sie es auch wären, so besitze ich genügende Mittel, um das meinem Schwiegersohne Fehlende hinreichend auszugleichen. Mein „Aber“ bezog sich darauf, ob Sie nicht doch Anstoß daran nehmen würden, die Tochter eines — Juden zu heirathen!“

„Nun, Herr Grünbaum, ich will ganz offen sein. Vor sechs Wochen noch würde ich die Frage, ob ich die Tochter eines Juden heirathen möchte, ganz entschieden verneint haben. Inzwischen aber haben sich meine Ansichten gänzlich verändert, nicht etwa, weil ich der Eichenroder Erbschaft verlustig gegangen bin, sondern weil ich an mir selbst die traurige Erfahrung gemacht habe, wohin es führt, wenn man sein ganzes Thun und Lassen nur nach den leidigen Standesrückichten und den Ansichten der sogenannten höheren Kreise regelt. Nur vermeintliche Standesrückichten waren es, die mich veranlaßten, mein Erbtheil zu vergeuben und mich in Schulden zu stürzen, denn wirkliches Vergnügen habe ich von meinem Gelde nicht gehabt. Leider bin ich zu spät zur Vernunft gekommen. Soll ich mich nun aber auch noch um das Glück meines Lebens bringen, indem ich dem Mädchen, das mir unter all den Hunderten junger Damen, die ich kennen gelernt habe, Interesse ein-

geflößt hat, entsage, und zwar einzig darum, weil es die Tochter eines Juden ist! Nein, Herr Grünbaum, mit meiner Vergangenheit habe ich gänzlich gebrochen, wie mit meinen engherzigen Anschauungen. Wenn Sie mir da die Hand Ihrer Fräulein Tochter anvertrauen wollen und Helene Zuneigung zu mir fassen kann, dann bin ich bereit, die Tochter des Juden, wie Sie sagen, zur Gräfin von Bergen zu machen!“

„Meine Einwilligung, Herr Graf, haben Sie. Die Zuneigung meiner Tochter aber — jetzt darf ich ja wohl aus der Schule schwagen — besitzen Sie schon lange!“

„Wäre es möglich? Und ich wußte nichts davon?“

An der Thür des Rauchzimmers pochte es, gleich darauf trat Helene herein; ihre glühenden Wangen schienen zu verrathen, daß sie die Lauscherin gespielt habe und nun nicht länger an sich halten könne, die beseligende Gewißheit aus dem Munde des Geliebten selbst zu hören.

„Darf man denn eintreten“, sagte verwirrt das schöne Mädchen, „die Herren berathen ja sehr lange!“

Graf Guido sprang vom Stuhle auf, während Grünbaum sich leise aus dem Zimmer schlich.

Beide Hände dem erglühenden Mädchen entgegenstreckend, eilte Graf Guido auf Helene zu.

„Ist es denn wahr, Helene, was Ihr Herr Vater sagt, daß Sie mir ein ganz klein wenig gut sein könnten? So lange habe ich sie gesucht, aber wie ein Traumbild blieben Sie verschwunden, nun ich Sie aber wiedergefunden habe, lasse ich Sie nicht mehr von mir, bis Sie mir versprochen, mein liebes angebetetes Weib werden zu wollen!“

Keines Wortes mächtig blickte Helene zu dem geliebten Mann empor, dieser aber brauchte kein Geständniß, las er doch in den schönen Augen des jungen Mädchens die Gewährung seiner Bitte. Eng hielt der Graf die schlankte Gestalt umschlungen und drückte den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen seiner lieblichen Braut, da trat unbemerkt der alte Grünbaum in das Zimmer und rief: „Bravo, Graf, das haben Sie gut gemacht! Seien Sie mir willkommen als Schwiegersohn!“ —

12.

Inzwischen hatten die Verhältnisse in Dünow ihren Verlauf genommen.

Sofort, nachdem die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Eichenroder Grafen eingetroffen, war Dr. Bachmann in die Stadt gefahren und hatte die von seiner Tochter erhaltenen Papiere im Original bei Gericht niedergelegt und auch sogleich den Bescheid erhalten, daß auf Grund dieser Dokumente die Erbberichtigung seiner Enkelin unzweifelhaft sei.

Nachdem dies geordnet, hielt er es aber für seine erste Pflicht, den Verlobten seines Enkelkinde, den Baron Dünow, über den wahren Stand der Dinge aufzuklären.

Baron Dünow war nicht wenig erstaunt, daß aus der „kleinen Gräfin“ über Nacht eine wirkliche und eine so reiche Erbin geworden sei; wenn Dr. Bachmann aber erwartet hatte, daß der Baron diese Nachricht mit Jubel aufnehmen würde, so hatte er sich gründlich getäuscht. Denn der Baron hatte nicht übel Lust, dem alten Herrn Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihn nicht schon längst von dem wahren Stand seiner Entelin und ihrer Anwartschaft auf das Eichenroder Erbe in Kenntniß gesetzt habe. Er als verarmter Edelmann würde dann nie gewagt haben, seine Augen zu der reichen Erbin zu erheben. Es kostete dem Dr. Bachmann nicht wenig Mühe, den Baron eines Besseren zu belehren, endlich aber gelang es ihm doch und vereint gingen sie nach dem Schulhause, um die „kleine Gräfin“ in ihrer neuen Würde zu begrüßen.

Auf Alma hatte der jähe Wechsel ihrer Verhältnisse gar keinen großen Eindruck gemacht; sie freute sich wohl über die große Erbschaft, aber auch nur insofern, als die ihr nun zufließenden Mittel zur Abfärzung ihres Brautstandes ganz wesentlich beitragen konnten und ihr Bräutigam dadurch nun auch in die Lage versetzt war, mit voller Hoffnungsfreudigkeit in die Zukunft zu blicken. Am eigenthümlichsten war es ihr, daß sie in dem Bachmann'schen Ehepaar nicht mehr ihre Eltern, sondern ihre Großeltern erblicken sollte. Da sie aber ihre Eltern nie gekannt und daher denselben auch nicht die wahre Kindesliebe widmen konnte, so trat in dem Verhältnis zu den jetzigen Großeltern auch keine Aenderung ein.

Am meisten erstaunt über die eingetretenen Ereignisse war man im Dorfe; die klugen Leute wollten nun mit einem Male schon längst bemerkt haben, daß es mit dem Dr. Bachmann eine ganz eigene Verwandtniß haben müße und jene junge Dorfschöne, welche damals der Lehrerstochter den Spitznamen „kleine Gräfin“ gegeben hatte, behauptete jetzt steif und fest, sie habe es nur gethan, weil „sie schon längst so was gemerkt hätte.“

Jetzt konnten die reichen, stolzen Bauern noch so sehr auf ihre mit harten Thalern gespielten Taschen schlagen, an die Millionen-erbschaft, welche die „kleine Gräfin“ ihrem Verlobten als Morgengabe mitbrachte, konnten sie alle zusammen nicht heran.

Der Respekt vor der Lehrerfamilie war dadurch natürlich noch bedeutend gewachsen, als sie aber sahen, daß der Lehrer nach wie vor seines Amtes waltete und auch Alma nicht stolz geworden war, sondern immer noch wie früher sich mit ihnen „gemein“ machte, da wagten sie es endlich nach und nach ihre Glückwünsche anzubringen, die denn auch freundlich aufgenommen wurden.

Dr. Bachmann künbigte bald darauf seine Stelle und zog mit seiner Familie nach Eichenrode, woselbst er auch ferner seinen Wohnsitz nehmen wollte, während Baron Dünow sich nicht von seinem Stammsitz trennen wollte; die Verwaltung der Herrschaft Eichenrode nahm Almas

Bräutigam in die Hand und schon nach einem Jahre durfte er Alma als sein Weib in das Schloß seiner Väter heimführen.

Dem Park von Dünow wurde jetzt auch größere Aufmerksamkeit geschenkt, da ja die Mittel dazu in reichem Maße vorhanden waren. Die Wege wurden vom Unkraut gesäubert und mit Kies beschüttet, die Steinfiguren einer gründlichen Reinigung unterzogen und die Anpflanzung, wo es nöthig war, ergänzt.

Wenige Wochen nach dem Tode des Eichenroder Grafen erhielt Baron Dünow einen unerwarteten Besuch und zwar von Graf Guido Bergen. Er stellte sich als Vetter seiner Braut vor und nahm mit Baron Dünow Rücksprache wegen des Bergenschen Geschlechtsvermögens. Man kam überein, es bei Gericht niederzulegen und die Verwaltung dem Justizrath Wenger zu überlassen. Es stellte sich heraus, daß das Kapital durch die so lange Jahre hindurch nur zum Theil erhobenen Zinsen so angewachsen war, daß Graf Guido jetzt als alleiniger Nutznießer eine jährliche Rente von 12 000 Thalern daraus ziehen konnte, ein Umstand, der in den Augen Grünbaums den lieben Schwiegersohn in noch günstigeren Lichte erscheinen ließ. Außerdem wurde mit Zustimmung Almas ein Erbvertrag aufgesetzt, nach welchem, falls Alma, ohne männliche Leibeserben zu hinterlassen, sterben sollte, die Eichenroder Herrschaft an Graf Bergen und seine geschlichen Erben fallen sollte. Dieser Erbvertrag hat aber wenig Aussicht, in Kraft zu treten, denn auf dem Schloßhofe von Dünow tummelten sich bald eine ganze Anzahl Sprößlinge, die in glücklicher Harmonie die Schönheit der Mutter mit der Kraft des Vaters zu vereinigen in sich scheinen.

Grünbaum zeigte sich gegenüber seinem gräflichen Schwiegersohn sehr freigebig; er gab ihm die Mittel, sich in Schlessen, fern von Berlin mit seinen Erinnerungen mannigfacher Art, eine große Herrschaft kaufen zu können. Die Hochzeit wurde in Berlin in aller Stille gefeiert, Fräulein von Plüskow, die treue Freundin Helenes, durfte aber dabei nicht fehlen. Gleich nach der Hochzeit reiste das junge Paar nach seiner neuen Heimath ab.

Zwischen den Familien Bergen und Dünow entwickelte sich trotz der großen Entfernung sehr bald ein reger Verkehr und die beiderseitigen Mütter schmieden, obwohl noch keines ihrer Kinder das heirathsfähige Alter erreicht hat, schon jetzt gewisse Pläne, welche die beiden Familien in Zukunft noch enger verbinden sollen.

Alma, die Herrin von Dünow, hat noch nichts von ihrer Schönheit eingebüßt, obwohl ihr ganzes Aeußere frauenhafter geworden ist. Auch ihr Spitzname ist ihr geblieben, denn man nennt sie noch immer die „kleine Gräfin“.

### Dreimal Weihnachten.

Von Anna Brentano.  
(Nachdruck verboten.)

Seine frühe Dämmerung war herelingebrochen. Tausend und aber tausend Menschenherzen schlugen wohl schon in froher Erwartung, war doch das liebe Christfest wieder einmal herangenah; bald würden es die Glocken mit ihren ehernen Klängen künden und gläubige Menschen zum Altare der ewigen Liebe ziehn.

Seitwärts tauchte der Mond empor, erst ein schmaler Streifen silbernen Lichtes, dann voll und immer voller hervorlugend, bis er in friedlicher Klarheit am Himmel stand, und neugierig auf die stille, schneebedeckte Erde hinunterblickte.

Wie festlich Alles heut aussah, die Bäume in ihrem Kleide von weißem Reif, die Dörfer und Städte auf den beschneeten Fluren, so schmuck und sauber verstreut, daß es aussah, als seien sie selber direkt einem Nürnberger Spielwaarenbazar entnommen.

Nur drüben über dem Moore, die halbverfall'ne Hütte am Walbsaum sah gar traurig aus. Kaum daß ein mattes Lichtlein dann und wann darin aufflammte, und der Mond schickte mitleidig seine Strahlen, daß sie so gut als möglich den Raum erhellen möchten. Die Hütte war von einer Dorfarmen bewohnt, die schon lange der Gemeinde zur Last, und jetzt schwer krank darnieder lag, und wenn nicht die gräfliche Familie drüben auf Schloß Rothenstein so gar leutselig und gutherzig gewesen wäre, sie hätten das arme Weib und ihr einzig Kind wohl schon lange über die Grenze geschafft, denn eigentlich zuständig war sie hier nicht am Ort. Wer aber mochte sagen wo die Kathrin überhaupt eigentlich zuständig war? Eines Tages war sie gekommen, mit dem Kind auf dem Arm, und hatte um Obdach gefleht, weil ihre Füße sie nicht mehr tragen wollten, wie sie sagte. Aber niemand wollte die Landstreicherin aufnehmen, und nur der Gutthät der Herrschaft hatte sie es zu danken, daß sie in der einsamen Hütte am Moor dort hausen gedurft. Nun lag sie seit lange schon schwer krank darnieder, und ihr Töchterlein, ein achtjähriges Kind, pflegte sie so gut sie vermochte, obwohl sie ihrer Mutter so wenig gleich sah, wie ein verschüchtertes Singvögelein der krankenden Hauszhenne.

Heute war es bitter kalt in dem niederen Raume, wo die Frau auf ärmlichem Lager lag, und das Kind frierend auf einem Schemel hockte.

„Warum ist es so dunkel hier, Gina, hast Du kein Licht mehr zu Hause?“ fragte die Kranke zum fünften oder sechsten Male, denn ihr Gedächtniß schien schwach geworden, und Gina antwortete zum fünften oder sechsten Male geduldig, daß nir noch ganz wenig da, und kein Geld sei neues zu kaufen. Das Bißchen, Mütterchen, müßten wir aufsparen, daß ich Licht machen kann, wenn Du einnehmen magst die Nacht.“

setzte sie hinzu, und wickelte ihre Arme fester in die schwarze Marinoschürze, die sie über dem dürftigen Kleidchen trug. Sie war ein blaßes, verkümmertes Geschöpfchen, die kleine Gina, und ein Paar mächtige schwarze Augen fielen in dem schmalen weißen Gesichtchen doppelt auf. Ob sie wohl wußte, daß Weihnacht war heute? O ja, sie wußte es wohl, denn die Frau Gräfin hatte hinunter sagen lassen, Gina möchte um sechs Uhr hinauf kommen, sich Kessel und Becken zu holen, und den Weihnachtsbaum anzuschauen, den sie droben gepußt hätten. Ja es mußte schön sein Weihnacht dort oben, Gina wußte es von Frau Martens, der Haushälterin — bei der sie für die kranke Mutter immer die Suppe holen durfte — und die dem aufhorchenden Kinde einmal erzählt hatte, wie man im großen Saale dann die lange Tafel richte, mit drei Weihnachtsbäumen darauf, und das ganze Gesinde daran bescheere, und die Dorfarmen, und die Kinder, die keinen Vater oder keine Mutter mehr hätten. Der mittlere Baum sollte der schönste sein, das war der für die Kinder, und darunter sollte das Jesusknäblein in der Krippe und die Weisen aus dem Morgenlande zu sehen sein.

Ach über die Herrlichkeit! Gina hätte es gar zu gerne gesehen, doch die Mutter war zu krank eben und konnte nimmer allein bleiben. Sie stöhnte und sprach so wirres Zeug durcheinander, und jetzt lachte sie gar laut auf, daß es dem Kinde angst und bange wurde so allein. Es stand auf, trat zum Herd und warf einen Arm voll Reisig in das verlöschende Feuer, daß es neu aufflammend wieder mehr Licht und Wärme verbreitete in dem kleinen Raum.

Dann trat sie zum Bett und beugte sich über die Kranke. „Wie geht Dir's, Mütterchen?“ fragte sie leise. Da sah sie bei dem Schein des Feuer's, daß die Augen der Frau seltsam still nach oben gerichtet waren; sie schauten so weit, weit hinaus, als seien sie dem niederen Raum dieser Hütte entrückt und suchten in ungewisser Ferne ein neues, ungelanntes Vaterland. Dennoch hatte die Mutter ihr Kind noch gehört, mit tastender Bewegung suchte die matte Hand das dunkle Köpfchen zu erfassen, und blieb dann schwer darauf ruhen, während die Lippen tonlos sich regten, und ein Schrecken durch den Körper der Frau ging, die dann regungslos dalag.

Gina fuhr ein Schauer durch's Herz, sie richtete sich empor, und fing an, die regungslose Gestalt schmelzend zu betasten. Sie konnte ja nicht schlafen, die Mutter, mit offenen Augen, das war ja nicht möglich; Gewiß hatte sie wieder arge Schmerzen, daß sie so still dalag. Dem Kinde wurde so bange.

„Mütterchen, Mütterchen, nur ein Wort,“ flehte sie angstvoll, „sprich zu mir!“ Doch plötzlich sanken ihre Arme schlaff herab. Die Ahnung der Wahrheit war ihr gekommen wie eine Offenbarung. „Mutter!“ schrie sie auf, „Mutter, laß Dein Kind nicht allein!“ und verzweiflungsvoll warf sie sich über die erkaltende Ge-

stalt und brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, sie hatte das wiederholte Klopfen an der Thüre, wie den Eintritt einer Person überhört, die nun zögernd im Zimmer stand, wie um sich in dem ungewissen Lichte darin erst zurecht zu finden.

Es war ein Knabe von ungefähr dreizehn Jahren von kräftiger, schlanker Statur, und einem offenen, intelligenten Gesicht. Er schien auf das, was sich hier zutragen, einigermaßen vorbereitet zu sein, denn nachdem er das kleine Licht auf dem Tisch angezündet hatte, trat er zu Gina und sagte, seine Hand auf ihre Schulter legend, mitleidig: „Sie ist todt, Gina, Du kannst ihr nichts mehr helfen, und dies ist ein zu trauriger Aufenthaltort für Dich, heute am Weihnachtsabend! Wir dachten, daß etwas geschehen sein müsse, weil Du nicht kamst, und die Mutter hat mir erlaubt, Dich in's Schloß zu holen, falls die Deinige etwa gestorben sein sollte. Komm mit mir, Gina!“

Sie hatte den hübschen lebensvollen Knaben, der hier kam, sie in der Hütte des Glends zu suchen, mit den großen, schwarzen Augen angestarrt, als sei er eine überirdische Erscheinung, jetzt stand sie langsam auf und folgte ihm willig nach.

Als die beiden Kinder Hand in Hand hinausstraten auf's Moor, er immer ein wenig voran, sie blindlings ihm folgend, klangen die Weihnachtsglocken vom nahen Städtchen herüber, und auch im Dorf drunten fingen sie an zu läuten, daß es klang, wie ein Hymnus eherner Stimmen, der Mond aber leuchtete freundlich ihren Pfad bis hinauf zu dem Schlosse, wo das elternlose Kind eine Heimath gefunden.

Zehn Jahre waren seit dem vergangen, wieder nahte das liebe Weihnachtsfest heran, und herrschte reges Leben und Treiben droben in Schloß Rothenstein. Erwartete man doch mit dem Feste zugleich auch den einzigen Sohn des Hauses — den Stolz der Familie — nach langer Abwesenheit zu längerem Urlaub wieder daheim. Er war Offizier geworden und diente seinem König und Vaterlande mit ganzer Seele und vom ganzem Herzen. Wie die schmucke Uniform ihn wohl kleiden mußte, dem hübschen Jungen? Gina, sie weilt seit her als Pflegetochter der Gräfin im Schlosse, ertappte sich immer wieder auf dem Gedanken, und mitten in ihrer Arbeit und Geschäftigkeit — denn es gab mancherlei noch zu ordnen — überfiel sie plötzlich der Drang, Alles stehen und liegen zu lassen, wie es eben lag, und ans Fenster zu laufen, um hinauszuschauen nach dem Ersehnten. Und war es denn nicht so natürlich, daß sie sich freute, ihn wiederzusehen? Waren sie nicht zusammen aufgewachsen seit her, wie Bruder und Schwester, war er nicht ihr Gespieler gewesen, ihr Schatz in tausend kleinen Fährlichkeiten?

„Nun, Gina, was treibst Du dort,“ klang da die sanfte Stimme der Gräfin tadelnd herüber, „ich weiß nicht, Kind, Du bist so aufgereggt, so zerstreut in der letzten Zeit.“

Das Mädchen erröthete heiß unter dem prüfenden Blick ihrer Wohlthäterin, und machte sich eilig daran, die letzte ordnende Hand an die Vorbereitungen zu legen, welche zum Fest noch getroffen werden sollten. Unter ihren flinken Fingern freilich flog die Arbeit nur so dahin, und obwohl sie noch Zeit fand, in Benno's Zimmer hinaufzuspringen, und einem prächtigen Strauß Blumen — welche der Gärtner soeben aus dem Gewächshause herübergebracht — den besten Platz dort zu geben, waren dennoch beim Beginn der Dämmerung schon alle Obliegenheiten erledigt und die Gräfin zeigte sich von ihren Arrangements vollkommen zufrieden gestellt.

„Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht, meine Kleine,“ sagte sie gütig wie immer, „und freue mich, daß Du so früh damit fertig geworden bist, so finde ich noch Zeit, eine Angelegenheit mit Dir zu besprechen, welche ich gerne so halb als möglich erledigt wissen möchte!“ Sie zog Gina's Arm durch den ihren, deren erstauntes Gesichtchen deutlich zeigte, daß sie keine Ahnung habe von dem, was da kommen solle.

„Ist es etwas für Benno, Mama? Bitte, sprechen Sie!“ rief sie fast vorschnell aus.

„Für Benno? — nein —“ entgegnete die Gräfin gedehnt, indem ihr Blick theils mit Befriedigung, theils mit einer gewissen Unruhe über die, wenn auch immer noch auffallend zarten, so doch jugendschönen Formen, und das liebevolle Gesicht Regiments, mit den strahlenden dunkeln Augen glitt, „und doch steht es gewissermaßen mit seinem Kommen in Zusammenhang,“ setzte sie nachdenklich hinzu und fuhr dann schnell sprechend — wie um der Hörerin keinerlei Zeit zu weiteren Einwendungen zu belassen — fort: „das heißt, ich meine, es würde ihn, der doch auch immer lebhaften Antheil an Dir genommen hat, freuen, Dich bei seiner Rückkehr schon als Braut hier begrüßen zu können. Du wirst besser als ich wissen, daß Inspektor Wolter Dich schon seit lange in sein Herz geschlossen hat, Gina, und — nun, er hat sich gestern meinem Gatten gegenüber ausgesprochen und erklärt, und der Graf wie ich sind der Meinung, daß es eine durchaus passende Partie für Dich ist, — und bereit, Dir eine entsprechende Aussteuer zu gewähren. Der Graf hat dies Wolter bereits mitgetheilt und Eure Verlobung für Weihnacht in Aussicht gestellt. Doch was hast Du, warum starrst Du mich so entgeistert an?“

„O nichts,“ sagte Gina, ihr tief erblaßtes Gesichtchen abwendend, „ich — ich habe alle Ursache, Ihnen dankbar zu sein, Mama, aber, — muß es denn wirklich sein? Sind Sie meiner schon so überdrüssig geworden, daß Sie mich nicht in Ihrer Nähe mehr dulden wollen?“ — ihre Stimme zitterte, und als sie schwieg, klang es wie von verhaltenen Thränen.

„Kleine Narrin,“ rief die Gräfin begütigend aus, „thust Du doch gerade so, als ob es etwas Ungeheures sei, was ich

von Dir verlange. So manches Mädchen würde sich glücklich schätzen, einen so braven, redlichen Mann zu bekommen, wie Wolter ist. Er liebt Dich von Herzen und hat sein gutes Auskommen — was kannst Du weiter beanspruchen? Der Graf und ich, als wir Dich in unser Haus aufnahmen, beschlossen für Dich in geeigneter Weise Sorge zu tragen. Du zählst jetzt 18 Jahre, ein Alter, wo man wohl daran denken kann, Dich zu verheirathen, und da sich etwas Passendes bietet, mußt Du nicht unbillig sein in Deinen Ansprüchen! Doch meine Worte haben Dich überrascht, geh' jetzt, Du wirst anders urtheilen, wenn Du ruhiger bist."

Gina neigte sich über die Hand der Gräfin und verließ schweigend das Zimmer. Draußen warf sie einen Schwal über und trat vor das Thor hinaus. Ihr Kopf schmerzte sie plötzlich zum Zerschellen und in der Kehle spürte sie ein Gefühl, als wenn sie ersticken müßte. Vielleicht, daß die Luft ihr gut thun würde. Planlos irrte sie hinaus, den Steg entlang, in das wirbelnde Schneetreiben hinein. Sie lief mehr als sie ging, und da die dicht und dichter fallenden Schneeflocken ihr die Aussicht benahmen, rannte sie plötzlich gegen einen Fußgänger an, der ihr schnellen Schrittes entgegenkam. Necht zur Besinnung kam sie freilich erst, als sie sich dann bei der Hand gehalten fühlte, und eine kräftig frohe Männerstimme im Ton grenzenloser Überraschung ausrufen hörte:

"Tauschen mich meine Augen oder bist Du es wirklich, Regine? Wie kommst Du aber hierher, Kind, und in welchem Aufzuge?"

Ein Gefühl tiefer Beschämung überkam sie, nein wirklich, ohne Hut und Mantel war sie davongelaufen, sie, die Pflegetochter des reichen Grafen Wolterstein, was nur Mama gesagt, wie sie gescholten hätte. —

Benno, denn er war es, lachte belustigt, und als sie jetzt zu ihm empor sah, in das jugendliche Gesicht mit den leuchtenden Augen und dem gütigen Lächeln, wie es ihr immer, immer vorgeschwebt war, alle die Zeit her, daß er fern gewesen, drängte ein jubelndes Glücksgefühl alles andere in ihrer Seele zurück.

"Benno! Der Benno ist wieder da!" rief sie im Tone jauchzenden Entzückens aus, "o, nun ist Alles, Alles wieder gut!"

"Was ist wieder gut, Gina, mein Liebling? Was hat man Dir gethan? Warum bist Du so aufgereg?"

Er zog sie an sich, weinend und lachend hing sie an seinem Halse.

"Ich weiß es selber kaum mehr," bekannte sie aufrichtig, "laß uns jetzt nicht davon reden, erzähle mir lieber, wie Du daher gekommen und warum Du nicht in Deinem bequemen Reisewagen lieber die Fahrstraße ruhig entlang gerollt bist?"

Benno lachte, "ja stehst Du Schwesterchen, der große, bequeme Reisewagen ist eben viel zu groß und bequem bei solchem Schneetreiben, ich kann den Keul, den Friedrich nicht begreifen, daß er bei diesem

Wetter nicht einen leichten Schlättel genommen hat!"

"Es war Mama's Neugierigkeit, Benno, sie meinte es so gut, auch war das Wetter nicht so arg in der Frühe."

"Nun also, zweimal sind wir im Schnee buchstäblich stecken geblieben, und da ich befürchtete, daß dies, trotz aller angewandten Vorsicht, noch öfter passieren könnte, habe ich es vorgezogen, auszustiegen und mich zu Fuß auf den Weg zu machen, wobei ich natürlich den Nichtsteig hier durch die Felder wählte. Uebrigens bin ich nur neugierig," setzte er gut gelaunt hinzu, "wann Friedrich und mein Koffer nachkommen werden."

Sie waren unterdessen rasch ausgeschritten, und schon standen sie wieder unter dem Thorbogen des Schlosses, als Gina, Benno's Hand rasch fassen lassend, leise flüsterte: "Ich kann nicht mit Dir durch die große Eingangshalle eintreten, lieber, denke, was Mama sagen würde, mich so zu sehen; laß mich erst durch die Seitenthür in mein Zimmer schlüpfen, daß ich etwas Toilette machen kann, ehe ich hinunterkomme." Benno nickte und wandte sich dem Haupteingang zu, wo er bald darauf in den Armen seiner überglücklichen Eltern lag.

Als Gina ihren Anzug gewechselt hatte und wenig später in eben so einfacher als geschmackvoller Toilette die unteren Räume betrat, klangen ihr die Stimmen der Anderen aus des Grafen Privat-Kabinet entgegen. Ungewiß, ob sie eintreten dürfe, stand sie einen Moment lauschend still, doch nur fröhliche Rede und Gegeurrede drang an ihr Ohr, und schon wollte sie die Thüre öffnen, als sie die Gräfin wie beiläufig ruhigen Tones sagen hörte:

"Unsere Gina, die kleine Regine — Du erinnerst Dich ihrer noch Benno? — ist auch zum stattlichen Mädchen herangewachsen; sie ist die Braut des Inspektor Wolter — ein braver Mensch, wie Du weißt — und wird ihm, den" ich, eine verständige kleine Hausfrau werden."

"Gina Braut?" Benno's Stimme klang seltsam gehöhrt, etwas lag darin wie Verdrüß mit grenzenloser Überraschung gepaart.

"Wir werden dem Mädchen eine gute Aussteuer geben," meinte der Graf wohlwollend, ohne des Sohnes Einwurf weiter zu beachten.

"Und liebt Gina denn diesen — diesen Wolter?" klang es wieder von Benno's Lippen.

Gleichmüthig zuckte die Gräfin die Achseln, doch schon stand Gina mitten im Zimmer. "Nein!" schrie sie auf, "nein! Aber man wird mich zwingen! Bitte mich, Benno, vor ihm! Bitte mich!" Sie faltete ihre Hände in ängstlicher Abwehr und streckte sie mit einer stummen, aber desto herbederen Gebärde ihm entgegen. Mitten unter dem Glanz des Kronleuchters stand sie da und das volle Lampenlicht überfluthete ihre liebliche Gestalt und das holde Gesichtchen mit den angstvoll errötheten Augen.

Benno's Blicke hingen bewundernd an ihr. Wie groß Du geworden bist, Gina! Wie schön! Er trat zu ihr und legte die Hand wie schützend auf die nachschwarzen Locken, welche sich immer wieder in eigenwilliger Fülle aus dem reichen Haarknoten lösklösten und um Stirn und Nacken sich ringelten.

Der Graf und die Gräfin wechselten einen Blick des Einverständnisses, des Verdrüßes. "Du hast gelauscht," wandte die Gräfin sich dann mit eisiger Kälte zu Gina, "ich glaube Dich besser erzogen zu haben. Niedrige Gesinnung freilich vererbt sich mit dem Blute, es ist vergebens, daß wir dagegen kämpfen. Ein Weihnachtsabend war es, Gina," fügte sie sich erhebend, nachdrücklich bei, "wo wir Dich, die alterlose Waise, aufnahmen in unser Haus, und heute nach zehn Jahren, ist es wieder ein Weihnachtsabend, wo Du aus Dankbarkeit, in eigenwilliger Verblendung, den einzigen Sohn aufrufen möchtest gegen seine Eltern."

Das Mädchen zuckte zusammen. "Mutter, ich beschwöre Dich!" rief Benno dazwischen, und dann sich tiefer zu Gina herabneigend, flüsterte er, nur ihr vernnehmbar, ihr zu: "Sei ruhig Kind, ich bin bei Dir, ich beschütze Dich!" "Mein Sohn, Deinen Arm!" klang da die Stimme der Gräfin! "Vertraue mir Gina, denn ich liebe Dich," bat er noch leise, dann trat er gehorsam zurück und alle Drei verließen miteinander das Gemach, in welchem das Mädchen einsam zurückblieb. Die Worte der Gräfin hatten sie schwer getroffen, sie stand wie betäubt. Da klangen die Weihnachtsklöcken zu ihr herüber, erst einzeln, dann im Chorus, ernst und feierlich, und stimmten ihre leidenschaftlich erregte Seele still und nachdenklich. Sie dachte an ihr todes Wütherlein, wie sie den ewigen Frieden gefunden am Weihnachtsabend, und all dem Jammer und dem Kummer ihrer ersten Kinderjahre nach, und wie sie es dann so gut hier gehabt, alle die Zeit über, seither. Und plötzlich fiel es wie Schuppen von ihren Augen, sah sie deutlich, warum man es so eilig hatte, sie zu verheirathen, — die Gräfin hatte besser, als sie selbst, verstanden, in ihrem Herzen zu lesen. Und Benno? Liebt sie Benno denn nicht schon? O, über das große, goldene Herz, das über alle Vorurtheile und Schranken hinweg, zu ihr sich finden wollte. Einen Augenblick freilich mochte das heiße Glücksgefühl das sie vorher empfunden, wieder voll in ihr aufwallen, dann aber schalt sie sich eine Undankbare, von Grund aus. Was aber sollte sie thun, was beginnen? Sie kam sich so hilflos vor. Immer noch klangen die Klöcken, Gina aber schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich, nach und nach wurde sie ruhiger, und da hatte sie nur den einen Gedanken, fort, weit fort von hier! Sie wollte den Frieden des Hauses nicht stören, noch war es wohl Zeit, noch konnte sie geben; denn wie hätte sie zu bleiben vermocht, da sie wußte, daß sie eher in den Tod gehen, als Wolter's Frau werden würde, und vor allen Dingen die Begegnung mit zwei heilige-

Wollen Augen fürchten mußte. Sie eilte auf ihr Zimmer, packte die nothdürftigsten Gegenstände zusammen, schrieb einen Abschiedsbrief an die Gräfin, und eilte, wenig später, müchtigen Fußes den Weg zum nahen Städtchen hinab. Das Schneetreiben hatte nachgelassen, das Wetter war klar und kalt geworden, so war der Weg mit Leichtigkeit zu finden, den sie so oft schon gegangen war. Sie dachte sich zunächst an Dr. Bela zu wenden. Er war Armenarzt im Städtchen, und wurde in den nächsten Ortschaften für die unbemittelten Kranken geholt, weshalb ihn auch früher Sina schon öfter bei ihrer Mutter gesehen hatte. Später hatte sie ihn hier und da, dann bei ihren Krankenbesuchen im Dorfe getroffen, und der alte Herr hatte durch seine warme Theilnahme, und sein freundliches Wohlwollen, das er ihr immer entgegengebracht, schon ihr volles Vertrauen gewonnen. An ihn wollte sie sich wenden, er würde ihr behilflich sein, eine Anstellung zu finden und was es auch sei, es sollte ihr willkommen sein, war sie doch jung und konnte arbeiten, nur fort, weit fort von hier möchte es sein.

So hatte sie Schloß Rothenstein schon lange den Rücken gewandt, als der Diener der Frau Gräfin den Brief des Fräuleins hereinbrachte. Diese durchlas ihn schweigend und sagte dann zu sich selbst, „armes kleines Ding — und doch, wenn ich mir's recht überlege, wird es das Beste so sein, doch will ich sie nicht aus den Augen verlieren.“ Dem Sohne und Gatten indeß theilte sie mit, daß Regine zu einer Freundin gereist sei.

Wieder war ein Jahr im Flug der Zeiten verstrichen. Es war ein bedeutungsvolles Jahr, nicht nur für das Schicksal Einzelner, sondern auch für das Geschick ganzer Völker gewesen. Man schrieb Weihnachten 1870. Seit lange hatte die französische Presse und Politik das glimmende Feuer des nationalen Hasses zwischen Frankreich und Deutschland kräftig geschürt, so daß ein Zusammenstoß beider Völker nur eine Frage der Zeit gewesen. Durch die übermüthige Herausforderung Frankreichs schließlich herausbeschworen, wurden auch auf deutscher Seite alle die schlummernden, aber nicht erloschenen Leidenschaften wieder wach, und erweckten eine Aufopferung, eine heldenmüthige Begeisterung, die unsere Truppen von Sieg zu Sieg führen mußten. Gott war mit der gerechten Sache, und glorreich und immer glorreicher schwang sich der deutsche Harn aus dem Donner der Schlachten empor, aber auch deutsches Blut ist in Strömen geflossen, und manche trauernde Frau weinte dem Gatten, manche Braut dem Geliebten, manche Mutter dem Sohne nach.

Einer der ersten, die verwundet vom Kampfplatze getragen wurden, war Benno von Rothenstein. Man hatte ihn nach der Erstürmung der Epitapher Höhen mit zerstücktem Schlüsselbein aufgefunden.

Wochenlang hatte er da in einem sogenannten fliegenden Lazareth gelegen, bis sein Zustand den Transport des Schwerverwundeten nach Berlin möglich gemacht,

wo er im Augusta-Hospital verpflegt, und mit unendlicher Mühe dem Leben zurückgewonnen ward. Jetzt war die Wunde im Bernarben begriffen, und obgleich der Arm steif bleiben würde und noch lange geschont werden mußte, war Benno dem dringenden Wunsche seiner Eltern zufolge, nun doch zu Weihnachten nach Hause zurückgekehrt, um sich hier vollends auszuhellen und zu gesunden. Dies wäre freilich um Vieles leichter gewesen, wenn seine Stimmung nicht so nervös und reizbar, ja oftmals fast düster gewesen wäre.

Freilich hatten sich ja auch seine ganzen Aussichten für die Zukunft wesentlich verändert. Der verstümmelte Arm würde es ihm für die Folge möglich machen, dem so heißgeliebten Soldatenstande ferner anzugehören, er würde seinen Abschied einreichen, und in Zukunft mit seinem Vater gemeinschaftlich die Güter hier bewirtschaften müssen, eine Aussicht, welche vor der Hand durchaus nichts Verlockendes für ihn hatte.

Freilich hatte er ja sein Eltern immer zärtlich geliebt, war ihnen immer ein treuer und gehorsamer Sohn, aber hier Tag um Tag so in dem alten Eulenneste zu hausen, er ein junger Mensch, mit zwei alten, einsamen Leuten, — auch wenn dies seine Eltern waren — br!

„Du wirst Dich verheirathen, und eine Tochter zuführen,“ tröstete die Gräfin, die eben neben ihm auf dem Sofa saß und dem heute besonders Mißgestimmten zuredete.

„Niemals, Mama, sprich mir nicht davon!“ rief er heftig aus. „Wie könnte ich daran auch denken,“ setzte er dann bitter hinzu, „ein Krüppel wie ich!“

„Du hast die Kraft Deines Armes dem Vaterlande bargebracht, Benno, und Niemand wird Dich darum geringer schätzen,“ entgegnete ihm die Mutter stolz, „in unserer Nachbarschaft ist viel guter Adel, wie Du weißt, da werden wir unschwer eine passende Partie für Dich finden.“

„Gieb Dir keine Mühe,“ fiel er sarkastisch ein, „sie würde erfolglos sein! Ich denke gar nicht daran, mich zu verheirathen.“ Er war aufgestanden und schritt mißmüthig im Zimmer auf und ab.

„Woran denkst Du denn, mein Sohn, warum bist Du so verstimmt?“ fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Ich denke,“ stand er ihr abgewandt Rede, „daß es es nicht wohlgethan von Euch war, die kleine Regine voriges Jahr gehen zu lassen. Arme, kleine Regine, in Wind und Wetter ist sie davongelaufen, aus Furcht vor Eurem Stolz, Eurem Hochmuth. Arme, kleine Regine, wenn sie jetzt da wäre, wie würde sie mich erheitern, mir meine Schmerzen wegplaudern, mich wieder froh machen! Nein, nein, meine kluge Mama, Du hast einen faux pas begangen, sie gehen zu lassen, das ist gewiß.“

Ueber der Gräfin Gesicht huschte es wie der Schatten eines Lächelns. „Und das macht Dich so verstimmt und mißmüthig, mein Sohn, das war vielleicht auch gar der Grund Deines plötzlichen

Aufbruches voriges Jahr?“ fragte sie weich.

„Ja, liebe Mutter, ich gesteh' es offen, ohne Regine dünkt mich das Leben ganz eintönig hier, sie war das frische, lebende Element im Schlosse, ihr schönes Gesicht, ihre frohe Stimme hätten auch mich wieder froh und gesund gemacht; ja, als ich im Augusta-Hospital so schwer krank darniederlag, führten die Fieberphantasien Regines Bild mir vor Augen — mir war es, ich sah sie deutlich, wie sie mich pflegte und wartete, ja der Ton ihrer Stimme selbst klang mir im Ohr — das machte mich, wider Erwarten der Aerzte, so schnell genesen. Mit dem Fieber aber schwand das holde Trugbild, ich muß mich ohne sie behelfen. — Ihr habt sie gehen lassen — es ist vorbei.“

„Ja, Benno, es ist vorbei,“ sagte die Gräfin gütig, „doch komm' nun, daß wir den Vater nicht länger warten lassen; wir haben ans Rücklicht für Dich im kleinen Salon — und die Leute im Saal schon früher — bescheert, der Anblick der vielen Menschen würde dich aufregen, daß ich mir.“

„Ich danke Dir, Mutter,“ entgegnete Benno, und folgte resigniert der Gräfin hinab, denn am liebsten wäre er mit seinen düstern Gedanken allein oben in dem düstern Zimmer geblieben.

Als sie indeß den festlich erhellten, gemüthlichen, kleinen Salon betraten, wo der würzige Duft frischer Tannen und Wachskerzen so weihnachtlich ihm entgegenströmte, und all die holden Erinnerungen seiner Kindheit wieder wach rief, zog es auch durch seine Seele wie die Ahnung eines neuen Glückes.

„Sieh Benno, wir haben auch für Dich an eine Ueberraschung gedacht,“ sagte der Graf schalkhaft, und die Mutter führte den Sohn einer niederen Tafel zu, welche mit weißem Tuche verhangen war. Er glaubte irgend eine Statue des Gottes Mars, oder sonst dergleichen, was seinem einsamen Zimmer zum Schmucke gereichen sollte, verborgen, denn hoch aufgehört hob es sich unter schützender Hülle. Da fingen die weißen Schleier plötzlich an sich zu regen und zu heben und als sie zu Boden glitten erschien dort ein wunderliebliches Märchenbild mit thränenbethautem Gesicht! „Sina!“ „Benno!“ Fest hielten sie sich umschlungen, dann führte der Mann seine Braut den Eltern zu.

„Ihr Lieben, Guten,“ seine Stimme bebte in Dankbarkeit. Regine aber kniete vor der Gräfin nieder, preßte ihre Lippen auf deren Hand und flüsterte innig: „Dank, Dank Mama, ich will Ihnen eine gute Tochter sein!“

Die Gräfin hob sie gütig auf. Und bist Du es denn nicht immer gewesen, mein Kind, sprach sie herzlich, „hast Du uns nicht unsern Benno gesund gepflegt!“

„Nicht mir gebührt dies Verdienst,“ lehnte Regine beschelden ab, „vielmehr seiner guten Natur, welche sich eher geholfen, als die Aerzte erwartet.“

„So warst Du wirklich in meiner Nähe, Gina, ich täuschte mich nicht?“ unterbrach Benno die Beiden.

„Ja, Lieber, ich hatte bei Doktor Bela einigen Unterricht in der Krankenpflege erhalten, und als der Krieg ausbrach, beschloß ich, alle die Liebe meines Herzens, welche ja immer schon Dein war, ich Dir aber nicht geben konnte, jenen Unglücklichen zuzuwenden, welche im Kampf für das Vaterland bluteten. Ich meldete mich bei dem Komite für freiwillige Krankenpflege und hatte bald die Genugthuung, als Hilfs-Schwester im Augusta-Hospital angestellt zu werden. Dort warst Du einer der ersten Pflegerlinge, welche mir anvertraut wurden, und waltete meines Amtes mit heiligem Danke gegen Gott, daß ich so doch wenigstens etwas Dir sein durfte.“

„Und zogst Dich bescheiden zurück, nachdem Du Dein Werk vollendet!“ rief Benno aus, „o, Gina, wie konntest Du glauben, daß ich ohne Dich noch zu leben vermöchte, Du mein Glück, Du meine Sonne, meine Zukunft!“

Dann saßen sie still bei einander und planten frohe Zukunftsbilder, während draußen der Klang der Weihnachtsglocken durch die stille Winternacht zog.

Später — im Frühjahr — wenn auch der Frieden erst vollends wieder gesichert sein würde — sollte das junge Paar heirathen, sich im eigenen Heim traulich einrichten.

„Denn was zur Wüste ward durch Krieges Wüthen, Wird Frühling tröstend überstru'n mit Blüten, Jetzt aber läuten helle nah und fern — Noch Weihnachtsglocken, glänzt der Weihnachtsstern.“

## Der Bekehrte.

Allen Reisenden zur Warnung.

**V**or Taschendieben wird gewarnt!“ So lautet eine recht in die Augen fallende Inschrift nahe dem Ausgang der Bahnhofshalle einer großen Stadt.

„Vor Taschendieben wird gewarnt!“ las halblaut ein feingekleideter älterer Herr mit gutmüthigen, vertrauenerweckenden Gesichtszügen, der sich aus dem Koupefenster lehnte. „Es macht einen häßlichen Eindruck, wenn man so etwas lesen muß; aber die Warnung wird doch wohl von Nothen sein,“ äußerte er, seinen Platz einnehmend, zu einem jüngeren Herrn, der kürzlich eingestiegen war.

Der Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, fiel nicht auf unfruchtbaren Boden, denn der andere Reisende antwortete sofort in verbindlichem Tone: „Leider ist die Warnung in der That nicht überflüssig; denn trotz aller Bemühungen menschenfreundlicher Vereine giebt es noch zahlreiche Verirrte, welche das Mein und Dein nicht zu unterscheiden wissen, und nur wenige werden durch Strafe und Fürsorge wirklich gebessert.“

„Es pfliff, der Zug setzte sich in Bewegung; Niemand war weiter eingestiegen.“

„Sollte denn die Umkehr vom Wege des Lasters so schwer sein?“ äußerte sich der alte Herr.

„Allerdings ist sie das. Ich selbst kann am besten darüber urtheilen,“ erwiderte der Jüngere. „Gegenwärtig bin ich Stadtmisionar, aber früher ein gewerbmäßiger Dieb.“

Unwillkürlich rückte der jetzt aufhorchende alte Herr in etwas größere Entfernung von seinem Gegenüber: „Was — Sie? —“

„So verhält es sich. Ich betrachte es als einen Theil meiner Buße, daß ich es stets offen erkläre, was ich früher war. Ein fürchterliches Ereigniß hat mich plötzlich der Laufbahn entzogen, auf der ich früher wandelte; heutzutage kann man mir ungezähletes Geld anvertrauen; ich habe die Heiligkeit fremden Eigenthums achten gelernt.“

„Der alte Herr rückte wieder etwas näher; in seinen Zügen war der Ausdruck der Ueberraschung und des Mißtrauens demjenigen der Neugier gemichen. „Ein fürchterliches Ereigniß?“ fragte er. „Möge leicht haben Sie nichts dagegen, Näheres darüber mitzutheilen.“

„O nein, wollen Sie mir nur Gehör schenken. Ich war ein Dieb von Jugend auf, ein Kind gewissenloser Eltern, unter unrechtlichen Leuten bin ich erwachsen und groß gezogen; schon als junger Mensch von 15 Jahren galt ich unter meinen Genossen als ein geschickter Taschendieb. Indessen verschmähte ich auch andere Arten der Entwendung nicht und so trieb ich mich eines Tages auf dem Bahnhof umher, um vielleicht ein unbewachtes Stück Handgepäck zu erbeuten.“

Da kam ein Herr — wie ich später erfuhr, Naturalienhändler aus Hamburg — mit einem Korbe von länglicher Gestalt, durch ein Vorlegeschloß und einen derben Strick verschlossen; der Korb war in eine Ecke nahe der Thür gesetzt, und der Reisende unterhielt sich mit einem anderen Reisenden. Ich hörte die Worte: „Endlich ist es mir gelungen, das schöne und seltene Exemplar aufzutreiben; es kostet aber enormes Geld.“ Dann vernahm ich etwas von Tausenden von Mark, und dann ging der Besitzer des Korbes mit der Bemerkung, er wolle jetzt rasch ein Billet lösen, zum Schalter. Einen Augenblick darauf wandte sich auch der andere Herr zur Seite und ich benutzte schnell den Moment, um den Korb zu ergreifen und mit ihm zu verschwinden. Draußen auf dem Bahnhofe befanden sich Anlagen; ich schlüpfte zwischen eine Gruppe des Gebüsches, zog mein sehr starkes und scharfes Einschlagmesser und hatte im Nu den Strick zerschnitten, sowie den Hentel, durch welchen das Vorlegeschloß gezogen war, beiseite: Gerade als ich den Deckel hob, tönten Schritte hinter mir; ich sah mich um, indessen war es nichts, ein Gartenarbeiter beschäftigte sich mit einer Staube und ging dann seines Weges. Wieder wandte ich mich zu dem Korbe, dessen Deckel ich noch in der Hand hielt und blickte hinein. Zu meiner großen Verwunderung war er völlig leer.

Sehr erstaunt sah ich mir das gänzlich werthlose Ding noch einmal genau an, fand indessen nicht das Geringste und verließ dann enttäuscht und ärgerlich über die nutzlose Mühe das Gebüsch. Ich flüchte lästerlich, aber, ich war damals noch ein großer Sünder. Da ward ich von hinten um den Leib gepackt, fast im selben Moment hielt man auch meinen linken Arm fest und dann meinen rechten. Ich wollte mich losreißen und stürzte einen Schritt vorwärts, das ging zwar, aber losgelassen wurde ich nicht, und die Umschlingung meiner Brust wurde fester und fester, so eng, daß mir meine Rippen knackten und der Athem stockte. Aus meiner Kehle rang sich ein heiserer Schrei und zugleich schrieen mehrere Leute, die jetzt auf mich blickten, laut vor Entsetzen. Mein Körper war von einer ungeheueren Schlange umwunden: „Eine Boa constrictor?“ fragte schaudernd der alte Herr.

„Ja, eine Boa, eine Riesenschlange, die aus dem Korbe geschlüpft war, als ich den Deckel löstete, und die sich dann auf mich gestürzt hatte. Ich sank von Grausen überwältigt in die Kniee.“

Da erschien im Bahnhofportal der Naturalienhändler, ein Blick auf mich machte ihm die Sachlage sofort klar.

„Aha, Sie haben meine Schlange gestohlen!“ rief er laut, „und dieselbe wurde zum Diebesfänger. Jetzt aber halten Sie sich ruhig, es giebt nur ein Mittel, Ihnen zu helfen.“

„Nur schnell, nur schnell!“ stöhnte ich, „ich erstickte.“

„Ich muß eine Schale Milch haben,“ rief der Schlangeneigenthümer; „man hole mir rasch eine solche!“

Mehrere Menschen eilten nach der Bahnhofrestauration. Im Uebrigen verhielten sich die Zuschauer dieser aufregenden Szene mausehenstill, sie waren gelähmt vor Schrecken und Grausen.

Herr, was ich in den wenigen Augenblicken, in den paar Minuten, welche vergingen, ehe die Milch kam, ausgestanden habe, das läßt sich nicht schildern. Die Todesangst jagte mir das Blut aus den Wangen und trieb mir die Haare zu Berge, kalter Schweiß stand auf meiner Stirne.

Endlich, endlich kam die Milch; die Schüssel ward in meine Nähe gestellt, die Schlange, nach deren über meinem Haupte schwankeuden Kopfe ich gar nicht zu blicken gewagt hatte, ließe ihre um mich gewundenen Ringe lockerer werden, und verließ schließlich meinen Körper, um nach der Milch zu kriechen.

Dhnmächtig brach ich zusammen. Erst im Gefängnisse erwachte ich. Lange Zeit hielt mich ein hitziges Fieber gefesselt. Dann ward ich ein anderer Mensch.“

„Das ist ja erstaunlich,“ rief der gute alte Herr. „Und wie hatte die Schlange Sie unringelt?“

Der Erzähler schildert dies nachher anschaulich. „Hier,“ sagte er schließend, den Arm seines Hörers berührend, „hier war der eine Ring, dort der andere und so (er umspannte die Taille) wurde mein

Selb-unflämmer. Der Zug hält, ich muß aufsteigen."

Höflich grüßend entfernte sich der junge Mann.

Der Zug fuhr weiter und der alte Herr dachte noch über das Gehörte nach; die grausige Erzählung hatte ihn ganz aufgeregt.

Als wohl so eine Stunde vergangen war, kam's ihm ein, mal nach der Zeit zu sehen. Er griff nach der Uhr — sie war fort. Er erschrock. Unwillkürlich faßte er nach seiner mit einem sehr kostbaren Steine versehenen Taschenuhr — sie war auch fort. Er griff nach seinem anscheinlich mit Geld gefüllten Portemonnaie — auch das war verschwunden. Und jetzt kam es dem alten Herrn bei, daß er nicht genügend die Worte beherzigt hatte: "Vor Taschendieben wird gewarnt."

Gemeinnütziges.

Dunkle Kleider unzerrennt aufzufärben. Für je fünf Pfennig Blauholz, Leim und Seifenwurzel werden mit 2 Liter Wasser aus Feuer gestellt, zu 1 Liter Flüssigkeit eingelocht und durchgeseiht. Noch lauwarm wird diese Flüssigkeit mit einer weichen Bürste auf die unzerrennten schwarzen, braunen oder dunkelblauen Kleider aufgetragen. Man läßt sie nun abtrocknen und plättet sie dann auf der linken Seite ganz trocken, wodurch sie ein neues Aussehen bekommen.

Mittel gegen das Frieren. Sofort nach dem Anstehen mache man sich mit einem gewöhnlichen, in der Mitte in kaltes Wasser getauchten Handtuche eine rasche Abreibung über den ganzen Körper in mäßig gewärmtem Zimmer, reibe sich darnach mit einem rauhen Bodehandtuch, kleide sich rasch an, nehme das Frühstück und begeben sich dann — einerlei bei welcher Witterung — ins Freie, um sich täglich Bewegung zu machen. Die eigene, richtig gepflegte Haut ist die beste Unterjacke!

Der Glanz der Lackstiefel ist leicht vergänglich, wie so vieles auf dieser Welt. Ein Glück nur, daß er sich so leicht wieder herstellen läßt. Man bedient sich hierzu folgender Salbe. Weißes Wachs wird über Kohlenfeuer flüssig gemacht und etwas Baumöl und Schweineschmalz darunter gerührt, worauf man vor dem gänzlichen Erkalten noch etwas Terpentinöl und Lavendelöl zusetzt. Die dadurch erhaltene Salbe füllt man in Blechbüchsen und läßt sie erkalten. Beim Gebrauch wird ein wenig dieser Pasta auf den Stiefel gebracht und mit einem leinenen Lappchen gut verrieben.

Um Lebertran geschmacklos und zum Einnehmen angenehmer zu machen, vermische man einen Eßlöffel voll Thran mit dem Gelben

eines Eies, setze einige Tropfen Pfefferminzöl zu und bringe das Ganze in ein halbes Glas Zuckerwasser. Der unangenehme Geschmack des Thranes ist so vollständig verdeckt und derselbe ist in jedem Verhältnis mit Wasser mischbar, wodurch er auch wieder leichter vom Körper aufgenommen wird.

Verstärkung der Klebefähigkeit des arabischen Gummis. Die gewöhnlichen, wenn auch stark konzentrierten Lösungen des arabischen Gummis versagen unter Umständen den Dienst. Sie durchnässen Druckbogen oder zu schwach geleimtes Papier, ohne zu kleben, sie erlauben nicht Pappe auf Pappe, Holz auf Holz zu befestigen, oder als Unterlage Metallflächen zu benutzen, geschweige denn Glas, Porzellan oder Thon zu kitten. Alle diese Eigenschaften lassen sich jedoch der Gummilösung leicht mittheilen, wenn man 2 Gramm kristallisierte, schwefelsäurere Alaunerde mit 20 Gramm Wasser gelöst der konzentrierten Gummilösung (2 Gramm Gummi, 6 Gramm Wasser) zusetzt.

Das Öffnen der Konservbüchsen geschieht mit einem eigens hierzu konstruierten Messer, dessen Handhabung aber unseren Hausfrauen vielfach große Schwierigkeiten bereiten. Kommt man mit demselben nicht zurecht oder ist momentan ein solcher Büchsenöffner nicht zur Hand, so kann man sich sehr leicht helfen, indem man ein recht heißes Bügeleisen auf den Deckel der Büchse stellt, wodurch der Löss gelöst wird, so daß man den Deckel einfach abheben kann.

Humoristisches.

Verfehltes Eheglück. A.: "Wie geht es Ihnen denn in Ihrer jungen Ehe?" — B.: "Ach, fragen Sie gar nicht! Mir geht es elend!" — A.: "Ich dachte, Sie hätten eine glänzende Partie gemacht?" — B.: "So sah es allerdings zuerst aus; aber die Mitgift haben Sie mir gutgeschrieben, und mit der Frau haben Sie mich belästigt!"

Wißverständnis. "Sarah, der neue Musiklehrer von unserer Rosa ist doch a unhöflicher Mensch. Wie ich will gestern nur a bißl zuhören, gleich hat er gerufen: Forto, forte!"

Sparfam. Regisseur: "Für die neue Operette haben wir noch keine Kostüme." — Direktor: "Nehmen Sie doch die alte!" — Regisseur: "Das würde das Publikum merken; wir müssen doch endlich mal darauf etwas wenden." — Direktor: "Schön, dann wollen wir sie wenden!"

Schöne Gegend. Baron K.: "In der Klamm gewesen, Herr Leutnant?" — Leutnant F.: "Na, wissen Sie, da bin ich eigentlich immer drin!"

Auch eine Falschspielerei. Tochter (aus der Zeitung vorlesend): "In einem hiesigen Restaurant ist ein Mann wegen Falschspielens verhaftet worden!" — Vater: "Da müßtest Du eigentlich jeden Tag vom Klavier fortgeholt werden!"

Galant. Dame: "Und wo soll ich das Rezept bereiten lassen, Herr Doktor?" — Doktor: "Natürlich nur in der Engel-Apothek, meine Gnädige."

Die Blume im Winter.

Ich kenn' eine Blume im Winter,  
Die duftet so wunderschön,  
Die liebliche war entsprossen,  
Ich glaub' es im Paradies.

Dort pflügten die lichten Engel  
Die Keime mit treuer Hand  
Und trugen sie dann hernieder  
Ins freundliche Erdenland.

Die Winde sie tobten und brausten,  
Bom Schnee war die Flur bedeckt,  
Doch die Blume blüht auf Erden  
Von den Engeln aufs neue erweckt.

Die Kinder kommen und warten  
Und sehn sie verwundert an,  
Die Blume des kalten Winters,  
Die jeden erfreuen kann.

Sie lauschen und laben wieder  
Sich schüchtern am süßen Duft,  
Der weht über Schneegeißelbe  
Wie liebliche Himmelstluft

Die Liebe, die ewige Liebe,  
Die webte den Blumenfranz,  
Wie glückliche Kinder naht euch  
Und freut Euch an seinem Glanz!

O freut euch an diesen Blüten,  
Die Gott uns erbarmen läßt,  
An des Winters lichter Blume,  
Am seligen Weihnachtsfest!

Weihnachts-Räthsel.

Aus folgenden Silben:  
a — ca — em — her — i — ma — nar —  
ne — ra — rat — re — ruf — ses — statt —  
tarrh — us — vor — wahl  
sind 7 Worte zu bilden, welche bedeuten: 1) Schlachtort in Schlesien, 2) Biblischer Ort, 3) Weiblicher Name, 4) Beifallsbezeugung, 5) Römisches Feldherr, 6) Gebirge, 7) Erkrankung. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, geben den Namen eines Festes.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

e  
g n u  
v o g e l  
n g a d i n  
w o d a n  
z i o  
n



Sicherer Weg zum Reichthum!  
Magistr  
Casschen-Sparbank

Patentamtlich geschützt.  
Sie schiebt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann erst dann geöffnet werden, wenn dieselbe mit der entsprechenden Geldsorte vollständig gefüllt ist, und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mk. in 50 Rentezeiten, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mk. in 10 Rentezeiten, früher kann die Einrichtung unendlich geöffnet werden, bis sich 20 resp. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Nach Leerung wieder verschließbar. Preis 75 Pfg. pro Stück. Von 2 Stück an frankirte Zusendung übernahm bei Vereinfachung des Betrages in Briefmarken oder baar. (Nachnahme 30 Pfg. Portozuschlag), von 1/2 Duzend an 20 Pfg. Rabatt.  
Hermann Hurwitz & Co.,  
Berlin G., Klosterstrasse 49,  
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn  
a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht.  
Centralblatt d. 70 Vereinen Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Flehhaber u. Züchter.  
Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 Gr.) Erfolg sicher.  
Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Alle gebraucht. Briefmark, kauft fortwährend. (Prosp. gratis) G. Zochmeyer, Nürnberg.

Innebad-Paderborn-Hollanstaß  
für Asthma und verwandte Zustände,  
Nasen- u. Halsleiden. Prosp. gr.  
Spec.-Arzt Dr. Brüggemann, Director

Für 10 Mark versendet die Industrie, Aachen, Franzstrasse 10, unt. Nachnahme 3/4 Meter Cheviot, schwarz, blau u. braun, geschmackvoller solider Anzugstoff. Muster hiervon u. von feinsten Kammgarn-Tuch-, Cheviotstoffen etc. für Paletots, Hosen u. Anzüge franco zu Diensten. Fabrikpreise.